

Die wirkungslose Effizienz – Wie die Ökonomie unsere Sprache und unser Denken korrumpiert

Hand aufs Herz: Haben Sie sich schon mal gefragt, was eigentlich die tiefere Bedeutung von Begriffen wie „Humankapital“ oder „Sozialkapital“ ist? Wahrscheinlich nicht – zu selbstverständlich werden diese Begriffe heute sogar von kritischen Geistern verwendet. Dabei sind sie blanker Unfug. Zwar kann man aus Menschen Kapital schlagen und ein gewisser Karl Marx hat seinerzeit sogar viel Mühe auf den Nachweis verwendet, dass nur aus den lohnabhängig arbeitenden Menschen mehr Kapital (Mehrwert) zu machen ist. Kapital sind allerdings immer noch die betrieblichen Sach- und Finanzmittel, mitnichten die Menschen – es sei denn, man zählt sie bereits zu den Sachmitteln. Gleiches gilt für das „Sozialkapital“: Im betriebswirtschaftlichen Sinn sind das vielleicht Rückstellungen für die betriebliche Altersversorgung, aber soziale Beziehungen als Kapital zu bezeichnen, ist dann doch sehr phantasievoll; so phantasievoll wie die Behauptung, „Geld arbeite“. Der ehemalige deutsche Bundesarbeitsminister Norbert Blüm (CDU) meinte dazu treffend und erschöpfend, er habe Geld noch nie arbeiten sehen.

Begriffliches Schmierentheater

Auch in meinem ureigenen Tätigkeitsfeld, dem Sozialwesen, nimmt dieser Unfug überhand. Es ist gang und gäbe geworden, Sozialinstitutionen als „soziale Dienstleister“ zu bezeichnen. Vor nicht allzu langer Zeit nannte der gläubige Christ die Hilfe für Menschen in Not noch „Nächstenliebe“, der politisch links Stehende „Solidarität“. Heute ist dies eine „Dienstleistung“, eine soziale zwar, aber immerhin: Hört sich wenigstens etwas marktwirtschaftlich an, wo man den „Sozialfuzzies“ doch gerne vorhält, sie könnten eh nicht wirtschaften. Diese moderne Begrifflichkeit gaukelt jedoch in fast schon zynischer Weise vor, es gäbe einen freien Markt, auf dem die Hilfsbedürftigen als MarktteilnehmerInnen über die aus der Not geborene Nachfrage Einfluss auf das Hilfs-

angebot hätten. Die soziale Realität sieht anders aus: Als KundInnen sozialer Dienstleistungen wird den Unterstützung Suchenden genau der Schutz entzogen, auf den sie als KlientInnen (lat.: die Schutzbefohlenen) noch Anspruch hatten. Bemerkenswert, dass selbst kirchliche Einrichtungen bei diesem begrifflichen Schmierentheater nicht außen vor bleiben. Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch die Predigt eines Geistlichen als soziale Dienstleistung daher kommt, und den lieben Gott schützt wohl nur die Tatsache, dass seine Leistungen (bis dato) nichts kosten.

Tiefgreifender Wertewandel

Man könnte diese sprachlichen Platinen als modernistische Marotte abtun, vergleichbar dem abstrusen Wahn, alles und jedes möglichst mit Anglizismen zu benennen – bevorzugt mit solchen, die dem Englischen völlig fremd sind (z.B. Handy oder Wellness). Dies wäre allerdings völlig verfehlt. Die Begrifflichkeiten sind Ausdruck eines tiefgreifenden Wertewandels, der in den letzten 20 Jahren nahezu unbemerkt vorstatten ging und den in Folge der wilden 68er bei weitem übertrifft. Nicht nur in unsere Sprache, auch in unser Denken hat ein ökonomischer Totalitarismus Einzug gehalten, der die Welt nur noch nach marktwirtschaftlichen Kriterien ordnet. So sehr der bereits erwähnte Karl Marx mit seinen revolutionären Prophezeiungen offensichtlich daneben lag, so zutreffend waren wohl seine ökonomischen Analysen. Er prognostizierte, dass der Kapitalismus alle Dinge bis hin zu den menschlichen Beziehungen der Logik des Kapitals unterwerfen und sie zur Ware degradieren werde. Es hat den Anschein, als sei diese Prognose wieder ein Stück realer geworden – Sozial- und Humankapital lassen grüßen.

Dogmenlehren und Kaffeesatzlesereien

Es ist bemerkenswert und beängsti-

gend zugleich, mit welcher fast schon religiös anmutendem Eifer vor allem marktradikale Ökonomen ihre ökonomisierende Sicht der Welt als alternativlos bezeichnen. Der in Wien lebende deutsche Volkswirtschaftler Fred Luks, seines Zeichens Manager bei der Bank Austria, meint sogar, es gebe durchaus eine Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen Ökonomie und Religion.¹ Er behauptet beispielsweise, dass die Wirtschaftswissenschaften seines Wissens die einzige Wissenschaftssparte sei, die wie die (christliche) Religion eine Dogmenlehre besitze – also ein System von Glaubenssätzen, das nicht beweisbar ist und sich einer wissenschaftlichen, vernünftigen Überprüfung entzieht. Tatsächlich kann man erhebliche Zweifel an der Ökonomie als Wissenschaft anmelden: Die Qualität einer Wissenschaft wird gemeinhin nach der Gültigkeit ihrer Aussagen und dem Eintreffen ihrer Prognosen bewertet. Erinnern Sie sich noch an die vor einem Jahr abgegebenen Prognosen für die wirtschaftliche Entwicklung in 2012? Nein? Aber die Einschätzungen zur Weltwirtschaftslage kurz vor dem Zusammenbruch von Lehman Brothers dürften Ihnen sicher noch geläufig sein: Alles wächst unaufhaltsam, ganz besonders die Immobilienpreise in den USA. Bei der Gültigkeit von Prognosen läuft selbst die Meteorologie den WirtschaftswissenschaftlerInnen den Rang ab: Die schafft es zwar auch noch nicht, eine zutreffende Wertzuvorhersage für die kommenden fünf Tage abzugeben, und setzt mit Erfolg auf die segensreiche menschliche Eigenschaft des Vergessens. Aber zumindest die Vorhersagen für den nächsten Tag sind mittlerweile doch recht stimmig, was WirtschaftswissenschaftlerInnen nicht unbedingt für sich in Anspruch nehmen können – gar nicht zu reden von WirtschaftspolitikernInnen und Industriellenverbandschefs, die aus den Kaffeesatzlesereien der Wissenschaft nur noch das herauslesen, was ihnen gerade in den Kram passt. Fast wünscht man sich das Orakel von Delphi zurück.

An einem Punkt kommen sich die Dogmenlehren der marktwirtschaftlichen Ökonomie und der Religion übrigens sehr nahe und sind gleichzeitig zutiefst konträr: Aus christlich-religiöser Sicht ist die Welt gottgeschaffen und prinzipiell erfüllt, für den christlichen Menschen ist Gottes Schöpfung voller Überfluss: „Im Vaterhaus der Liebe herrscht Überfluss und kein Mangel. Es ist genug für alle da.“⁴² Für die marktwirtschaftliche Ökonomie hingegen herrscht prinzipiell Mangel – deshalb ist ein effizienter Umgang mit Ressourcen oberstes Gebot und nur Wachstum befreit uns aus diesem Jammer. Das bewerkstelligt nach Ansicht der derzeit uneingeschränkt tonangebenden radikalen MarktwirtschaftlerInnen am besten der freie Markt. Je freier er ist, desto besser kämen seine Stärken Effizienz und Innovation zur Geltung und mündeten geradezu in stetiges Wachstum.

Innovation und das Mehr an Effizienz kosten mehr Geld

Jeder Mensch mit Hirn im Schädel sieht, dass dies Unsinn ist. Gerade bei den Ressourcen, die offensichtlich vor dem Versiegen stehen, gelingt der marktwirtschaftlichen Ökonomie kein effizienter Umgang – siehe fossile Brennstoffe. Zwar ist es beispielsweise gelungen, den Kraftstoffverbrauch unserer Kraftfahrzeuge effizienter zu machen und zu senken, trotzdem steigt der Kraftstoffverbrauch insgesamt – weil gerade wegen des geringen Verbrauchs mehr gefahren wird, größere Autos angeschafft werden etc. Auf dieses Phänomen machte bereits Ernst Friedrich Schumacher aufmerksam.⁴³ Aber darin zeigt sich eben die Qualität eines wirklichen Dogmas: Es widersetzt sich beharrlich jeder Vernunft. Selbst wenn man zugute hält, dass es der marktwirtschaftlichen Ökonomie nicht wirklich um die dinglichen Ressourcen geht, sondern um das Geld, das sie kosten und das den Gewinn schmälert, stimmt die Sache nicht: Klar, in meiner Jugend musste man noch mindestens einen Monat für eine Waschmaschine arbeiten, heute vielleicht noch ein, zwei Wochen. Dafür sind die Dinger aber nach fünf Jahren hinüber, während sie früher zwanzig Jahre hielten. Und selbstverständlich kostete vor 40 Jahren ein Telefongespräch im Festnetz deutlich mehr als heute. Aber dafür haben wir heute außer dem Festnetz noch mindestens ein Handy und telefonieren so viel, dass meine Kosten für Telekommunikation deutlich höher sind als vor 40 Jahren. Innovation und das Mehr an Effizienz haben de facto keinen Effekt, sie kosten mehr Geld.

Effizienz – Unwort des Jahrzehnts

Und dennoch ist Effizienz zum Unwort des Jahrzehnts geworden und aus unserer Alltagssprache nicht mehr wegzudenken. Es ist diese marktwirtschaftliche Effizienz ohne Wirkung, die unser Denken beherrscht, nicht erst seit, ganz besonders aber in der aktuellen Staatsschuldenkrise. Es sei manchen Menschen (einschließlich Poli-

tikerInnen) zu Gute gehalten, dass sie Effektivität meinen, wenn sie von Effizienz reden. Aber wenn man in die um sich greifende Lobhudelei der Effizienz als Wunderwaffe gegen alle Probleme dieser Welt einstimmt, sollte man doch wissen, wovon man redet. Effizienz wird gemeinhin vereinfacht beschrieben als „etwas richtig tun“, Effektivität als „das Richtige tun“. Wer sich nicht zuerst um die Effektivität, die „richtige“ bzw. gewünschte Wirkung schert, kann viel „richtig tun“ für das Falsche. Im Übrigen gilt „das Falsche richtig tun“ auch nicht als effizient. Insofern ist es recht aussagekräftig, dass wir so viel von „Effizienz“ sprechen und so wenig über „Effektivität“ – nicht nur in der Politik, aber ganz besonders dort. Das lässt sich nicht mehr mit Wortklauberei begründen. Wir tun tatsächlich heute vor allem „irgendetwas“, Hauptsache es kostet wenig Geld. Im „Effekt“ ist das Verschwendung. Jeder Politiker, jede Politikerin, die heute davon reden, sie wollten mehr Effizienz in das Gesundheitswesen oder die Verwaltung bringen, ohne dass sich für die BürgerInnen an der Versorgung etwas ändert, sollte mit Argwohn betrachtet werden. Es wird sich auf jeden Fall etwas (die Effektivität) ändern und als BürgerIn hätte ich gerne Auskunft darüber, ob es „das Richtige“ oder „das Falsche“ ist. Es kann durchaus sein, dass das aus meiner Sicht „Richtige“ nicht mehr bezahlbar ist, aber dann würde ich das ebenfalls gerne wissen.

Allerdings betrifft diese effiziente Verschwendungssucht nicht nur die Ökonomie und die Politik. Sie korrumpiert auch unser alltägliches Handeln. Erst kürzlich begegnete mir in einer Studie über das Beziehungsleben von Jugendlichen die Aussage eines der Befragten, dauerhafte Beziehungen seien nicht effizient. Das ist in etwa genauso intelligent, wie die Attitude von SozialpolitikerInnen, die nur noch interessiert, wie viel mehr Unterstützung für das gleiche Geld geleistet werden kann, nicht aber, ob diese Leistung tatsächlich noch Unterstützung ist.

Effizienz, die sich nicht um die Wirkung schert, ist reine Verschwendung – aber passt problemlos in die religiöse Dogmatik marktwirtschaftlicher Ideologien. Der Wirtschaftsjournalist Wolf Lotter, der sich gerne als postindustrieller Kapitalismusbefürworter gibt, hat dieses Credo auf den Punkt gebracht: „Ohne Verschwendung, ohne wenigstens die Aussicht darauf, im Überfluss zu leben, gibt es keine Zukunft. Wer mit dem zufriedenen ist, was er hat, hat seine letzte Entscheidung bereits getroffen.“⁴⁴ Michael Dietrich

⁴² Amüsant und lesenswert seine Bücher, z.B.: Irgendwas ist immer. Zur Politik des Aufschubs, 2012, und: Endlich im Endlichen oder warum die Rettung der Welt Ironie und Großzügigkeit erfordert, 2010

⁴³ Matthias Hoffmann, Gottes Vaterherz entdecken, 2005, S. 130

⁴⁴ z.B. in seinen Büchern: Small is beautiful, 1973 und Es geht auch anders. Jenseits des Wachstums, 1974

⁴⁵ Wolf Lotter, Verschwendung. Wirtschaft braucht Überfluss, 2006

Zum Beispiel hier könnte auch

Ihr Inserat

stehen.

Infos: KULTUR-Zeitschrift,
Tel.0(043) 5572 21418, info@kulturzeitschrift.at

Edle Brände & Feinkost

Kernobst • Steinobst • Beerenobst • Geiste • Schwarze Nüsse • Geschenkboxen



Harald Schobel • Frühlinggarten 7 • A-6973 Höchst
+43 664 / 12 45 515 • info@hoechstgenuss.at • www.hoechstgenuss.at

Schobel Höchstgenuss